

Reinbold wirft der christlichen, bereits neutestamentlichen Überlieferung Parteilichkeit vor (zuletzt S. 175). Wenn er dem „johanneischen Jesus“ von Joh 8,44 Antijudaismus vorwirft (S. 118), ist dies ebenfalls parteilich, und mindestens so aggressiv wie die christliche Tradition, die er verwirkt. Viele historische Fragen werden in beispielhafter Deutlichkeit aufgeworfen, sie werden aber nicht mit der nötigen Sorgfalt untersucht, die auch solche Erklärungen darstellt und prüft, die ohne eine Kritik der Texte auskommen, ohne diese zu vergewaltigen. Ungeklärt bleibt vor allem der Sinn des Todes Jesu: das „Wesen des Christentums“ beruft sich nicht einfach auf den „Juden Jesus aus Nazareth“ (S. 181), sondern, wenn man sich der urchristlichen Verkündigung anschließt, auf die Überzeugung, dass „Christus gestorben ist für unsre Sünden nach der Schrift; und dass er begraben worden ist; und dass er auferstanden ist am dritten Tage nach der Schrift; und dass er gesehen worden ist von Kephas, danach von den Zwölfen“ (1 Kor 15,3–5).

Eckhard Schnabel

5. Theologie

Michael Becker, Markus Öhler (Hg.): *Apokalyptik als Herausforderung neutestamentlicher Theologie*, WUNT II/214, Tübingen: Mohr (Siebeck), 2006, kt., 447 S., € 74,-

Im ersten Halbjahr 2003 fanden in München und Wien unter der Leitung der Herausgeber zwei Tagungen statt, die sich jeweils mit dem Thema Apokalyptik befasst haben. Die zwölf Beiträge in diesem Band entstanden daraus.

„Und die Wahrheit wird offenbar gemacht. Zur Herausforderung der Theologie durch die Apokalyptik“ heißt der einführende Beitrag der Herausgeber. Sie verstehen Apokalyptik im Sinne der modernen Kommunikationstheorie als ein symbolisches Universum, durch dessen Konstruktion die eigene Gegenwart bewältigt werden soll (S. 6). Ergebnisse der älteren Forschung werden in Frage gestellt: dass Apokalyptik ausschließlich literarisch – also anhand von bestimmten Topoi – erfasst werden kann, dass sie entweder der Prophetie oder der Weisheit zugeordnet werden kann, dass ihr Proprium in einem starren Äonen-Dualismus besteht. Festgehalten wird, dass die neuere Forschung keinen „unüberwindliche[n] Graben zwischen Torafrömmigkeit und apokalyptischen Denkmustern“ sehe (S. 12) und dass das wichtigste Unterscheidungsmerkmal der frühchristlichen gegenüber der frühjüdischen Apokalyptik in der einzigartigen christlichen Auffassung vom bereits angebrochenen Heil bestehe (S. 13).

Fünf Beiträge sind dem Hauptteil „Jesus und das Neue Testament“ zugeordnet. In einem der längsten und meines Erachtens interessantesten Aufsätze setzt

sich Jörg Frey mit dem „Problem: Jesus und die Apokalyptik“ auseinander. Frey stellt in einem forschungsgeschichtlichen Überblick dar, wie die neutestamentliche Forschung im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder der Versuchung erlag – wie Klaus Koch es formulierte – „Jesus vor der Apokalyptik zu retten“ (S. 26). Von den Anfängen der Apokalyptik-Forschung über Bultmann bis hin zu Vielhauer sei in der deutschen Forschung eine abwertende, mitunter auch antijüdische Haltung zu spüren. Diese äußerte sich darin, dass die meisten Forscher aus systematisch-theologischem Interesse bemüht waren, Jesus von den „schwer zugänglichen Bildwelten der Apokalyptiker möglichst schroff abzugrenzen“ (S. 38). Diese Haltung sei in der neueren Apokalyptikforschung überwunden worden, nicht zuletzt dadurch, dass sie inzwischen internationalisiert wurde und gegenwärtig ihren Schwerpunkt im angelsächsischen Raum hat. Neue Impulse in der Forschung kommen vor allem aus der Analyse der Qumran-Literatur. Zum Beispiel erweise sich die einst übliche Alternative „weisheitlich“ oder „apokalyptisch“ angesichts der in manchen Texten vorkommenden Verbindung zwischen weisheitlicher Reflexion und apokalyptischen Motiven als unhaltbar. Das habe unter anderem für die traditionsgeschichtliche Einordnung der Logien Jesu Konsequenzen. Auch die Gattungsanalyse, die von der „Genre Group“ der Society of Biblical Literature vorangetrieben wurde, habe Früchte getragen, indem sie zeigte, dass die Gattung Apokalyptik nicht notwendigerweise einen Äonen-Dualismus bzw. eine eschatologische Naherwartung voraussetzt. Neuerer Forschung zufolge liegen die Anfänge der Apokalyptik weit vor der Krise unter Antiochus IV. Frey sieht einen neuen Versuch, Jesus vor der Apokalyptik zu retten, in neueren nordamerikanischen Entwürfen eines „noneschatological Jesus“ (z. B. von Crossan, Borg, Mack und anderen Mitgliedern des Jesus-Seminars). Auch dieser Versuch sei zum Scheitern verurteilt, denn zwei unumstrittene Tatsachen machen eine apokalyptische Auffassung von Jesus unumgänglich: Jesu Verbindung zum Täufer und die frühe Deutung der österlichen Erscheinungen Jesu mithilfe des jüdisch-apokalyptischen Bekenntnisses zur Auferweckung der Toten und zur Parusie des Erhöhten (S. 59). Auch die Verkündigung Jesu setzt „ein beträchtliches Maß an apokalyptischen Traditionen“ voraus (S. 79). Jesus werde man also nicht vor der Apokalyptik retten können!

Eve-Marie Becker bietet in „Markus 13 re-visited“ eine motiv- und zeitgeschichtliche Analyse der Endzeit-Rede Jesu. Sie argumentiert aufgrund einer grammatikalischen Untersuchung der ὅταν-Nebensätze in Mk 13, dass diese in den Versen 7, 11 und 14 iterative Funktion haben. Diese Feststellung führt sie zu dem Schluss, dass Markus, der die Rede aus einzelnen Traditionsstücken eigenständig komponiert habe (S. 104f), in Mk 13,5a–14a schon geschehene geschichtliche Ereignisse erzählt und Mk 13,14b–23 „davon abhängige Ereignisse folgen in der zuletzt erlebten Geschichte“ schildert (S. 11). Erst ab Vers 24 weise die Rede prophetisch-eschatologische Motive auf. Kritisch zu hinterfragen ist bei diesem Entwurf vor allem die Auslegung von Vers 14. Laut Becker versteht Mar-

kus den „Gräuel der Verwüstung“ als ein sich in der Geschichte wiederholendes Ereignis (wegen des vermeintlichen iterativen Charakters der Nebensätze [S. 110]), und gleichzeitig sei er „das letzte der geschichtlich genannten Ereignisse“, nämlich die Zerstörung bzw. Entweiheung des Tempels 70 n. Chr., auf die Markus Bezug nimmt (S. 113).

Klaus-Michael Bull setzt sich in seinem Beitrag „Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden (Röm 14,10)“ mit dem Motiv des Endgerichts im Römerbrief auseinander. Anhand des argumentationsanalytischen Modells von Toumlin und Kopperschmidt kommt Bull zu dem Ergebnis, dass in den von ihm untersuchten Texten (Röm 2,1–16 und 14,10–12) das Motiv des Endgerichts als „unstrittige theologische Tatsache“ (S. 143) sowohl von Paulus als auch von seinen intendierten Lesern akzeptiert wird. Diese Erkenntnis verbiete es, die Rede vom Gericht als für die paulinische Theologie irrelevant oder mit ihr unvereinbar hinzustellen.

In „Eine apokalyptische Paulusschule? Zum Ort des Zweiten Thessalonicherbriefs“ behauptet Paul Metzger aufgrund des Fehlens typischer paulinischer Themen wie „Rechtfertigung“, „Sein in Christus“ und „Evangelium“, dass der Zweite Thessalonicherbrief weder Paulus noch einer Paulusschule zuzuordnen sei. Vielmehr sei er eine apokalyptische Schrift, die der Johannesapokalypse nahe steht und den Versuch eines Plagiators darstellt, die Autorität des Paulus zu beanspruchen und gegen den Apostel auszuspielen. Dass eine nicht geringe und im angelsächsischen Raum stark zunehmende Zahl an Paulusforschern gerade in der Apokalyptik ein wesentliches Merkmal – wenn nicht sogar das Zentrum – der paulinischen Theologie sieht (Beker, Plevnik, Pate u. a.), wird von Metzger leider nicht rezipiert. Er bietet auch keine Erklärung dafür, wie ein gegen den Paulus gerichtetes Plagiat neben dem Ersten Thessalonicherbrief Aufnahme in die Paulusbriefsammlung finden konnte.

In einem diskussionswürdigen Beitrag über „Die Himmelsfrau in Apk 12. Ein polemischer Reflex des römischen Kaiserkults“ argumentiert Heike Omerzu, dass sich der Seher in seiner Darstellung jüdisch-apokalyptischer Traditionselemente bedient und diese mit bekannten pagan-mythologischen Erzähltraditionen von der Verfolgung einer Frau mit Kind durch einen Drachen verknüpft. Insbesondere habe der Seher „die Struktur des Leto-Isis-Mythos bei der Komposition von Apk 12 aufgenommen, um gegen den Kaiserkult zu polemisieren“ (S. 191). Dieser sei von Domitian durch Münzen mit Abbildungen von seiner Frau Domitia und seinem früh verstorbenen und daraufhin divinisierten Sohn unter anderem in Kleinasien propagiert worden. Diese polemische Absicht lasse sich an der Darstellung einer der Domitia weit überlegenen Himmelsfrau mit ihrem von Gott am Leben erhaltenen und in den Himmel erhöhten Kind deutlich erkennen.

Drei Beiträge im zweiten Hauptteil sind der Rubrik „frühchristliche Kontexte“ gewidmet. Wilhelm Pratscher befasst sich mit der „Parusieerwartung im 2. Klemensbrief“. Der Autor des Briefes, der „in den breiten Strom der *apokalyptisch*

orientierten frühchristlichen Zukunftserwartung“ (S. 209, kursiv im Original) gehört, halte sowohl an der Gewissheit als auch an der Unkenntnis des Zeitpunkts der Parusie fest. Eine Naherwartung sei nicht zu spüren. Ob daraus folgt, dass der Autor des Zweiten Klemensbriefes sich damit abgefunden hat, „daß der neue Aeon erst jenseits des individuellen Todes Wirklichkeit wird“ – so der Schlusssatz und das Fazit des Beitrags –, muss kritisch hinterfragt werden.

Enno Edzard Popkes analysiert in seinem Aufsatz „Von der Eschatologie zur Protologie“ die spärlichen apokalyptischen Motive im Thomasevangelium und ihre Transformation gegenüber der synoptischen Tradition. Popkes' Ausführungen sind bewusst als Beitrag zur Diskussion mit dem einflussreichen nordamerikanischen Forschungszweig konzipiert, der im Thomasevangelium eine eigenständige, inhaltlich mit der Logienquelle Q vergleichbare Traditionsbildung vermutet. Popkes konstatiert, dass terminologische Übereinstimmungen festzustellen sind (insofern diese aus dem Koptischen ins Griechische rückübersetzt und identifizierbar gemacht werden können). Er kommt aber zu dem Schluss, dass sich die apokalyptischen Aussagen Jesu im Thomasevangelium von den in frühchristlichen Texten tradierten Logien in ihrer Grundausrichtung völlig unterscheiden. Sie seien von daher viel mehr späteren gnostischen Traditionsbildungen als der apokalyptischen Tradition des frühesten Christentums zuzuordnen.

„Apokalyptische Motive im Johannes-Apokryphon“ heißt der Beitrag von Jutta Leonhardt-Balzer. Diese schon vor den Nag-Hammadi-Funden bekannte gnostische Schrift rezipiere viele apokalyptische Topoi, sei aber nicht am Ende, sondern am Anfang der Welt, genauer am Ursprung des Menschens, interessiert. Sie mache deswegen vom Genesis-Text Gebrauch, insbesondere von Seth-Traditionen, um eine apokalyptische Geschichtsdeutung mit typischer Äonenaufteilung vorzunehmen. Das Johannes-Apokryphon veranschauliche die „speziell gnostische Umformung apokalyptischer Erwartung auf eine persönliche Rückkehr zum ursprünglichen Zustand hin“ (S. 262).

Der dritte Teil des Bands umfasst zwei Beiträge zum Thema „Zur Umwelt des Neuen Testaments“. Imre Peres befasst sich in seinem Aufsatz mit dem Thema „Positive griechische Eschatologie“. Er argumentiert, dass griechische Jenseitsauffassungen durchaus die Bezeichnung „Eschatologie“ verdienen und dass sie neben den bekannten pessimistischen Vorstellungen von einer grauen, hoffnungsleeren Unterwelt auch optimistische Bilder aufweisen. Peres ist der Meinung, dass es viele thematische und terminologische Berührungspunkte zwischen der griechischen und der neutestamentlichen Eschatologie gibt. Ob das bedeutet, wie Peres meint, dass das Neue Testament zusätzlich zu alttestamentlichen und frühjüdischen Traditionen auch die positive griechische Eschatologie aufnimmt, muss kritisch hinterfragt werden.

Im längsten Beitrag des Bands geht Michael Becker der Frage des Verhältnisses von rabbinischen und frühjüdisch-apokalyptischen Traditionen nach. Becker stellt in einem forschungsgeschichtlichen Überblick fest, die Haltung der For-

schung sei bislang gewesen, „daß das Apokalyptische für die Rabbinen keine, zumindest keine positive Relevanz besitze“ (S. 285). Die Frage nach der Kontinuität bzw. Diskontinuität zwischen apokalyptischem und *früh*rabbinischem Material müsse aber neu gestellt werden. Sonst laufe man Gefahr, „die Sicht der späteren Redaktion der frührabbinischen Texte zum alleinigen Maßstab zu machen“ (S. 291). Es genüge auch nicht festzustellen, dass frührabbinische Traditionen von der Gattung „Apokalypse“ keinen Gebrauch machen. Als vielschichtiges religionsgeschichtliches Phänomen dränge die „Apokalypitk“ zur Suche nach Kontinuitätsspuren zwischen den beiden Traditionen. Nach dieser methodischen Weichenstellung untersucht Becker das historische und literarische Umfeld der Rabbinen und stellt fest, dass der Bar-Kokhba-Aufstand für das frührabbinische Verständnis schwerwiegendere Folgen als die Zerstörung des Tempels gehabt habe. Bis zum Aufstand habe man nämlich am baldigen Wiederaufbau des Tempels bzw. an messianischen Hoffnungen festgehalten. Nach dem Aufstand seien diese in den Hintergrund verdrängt worden. Der Vergleich frührabbinischer Traditionen mit dem Vierten Buch Esra und der syrischen Baruch-Apokalypse, die zwischen der Tempelzerstörung und dem Bar-Kokhba-Aufstand entstanden seien, lassen dennoch nicht nur Differenzen, sondern auch einige Gemeinsamkeiten ans Licht kommen. Diese betreffen das jeweilige Geschichts-, Gottes-, Gesetzes- und Offenbarungsverständnis. Deswegen ist es angebracht, die Verfasser des Vierten Esra und des syrischen Baruch „nicht allzu weit entfernt von den frühen Rabbinen anzusiedeln“ (S. 343). Beckers These ist diskussionswürdig, leidet aber in ihrer jetzigen Form darunter, dass nur ein Text aus dem rabbinischen Material (m.Sot. 9,14f) der ausführlichen Analyse der Apokalypsen als Vergleichsgegenstand gegenübergestellt und umfassender erläutert wird.

Zwei Aufsätze sind dem letzten Hauptteil „Theologiegeschichtliche und systematische Perspektiven“ zugeordnet. Alf Christophersen setzt sich in „Die ‚Freiheit der Kritik‘, mit dem „theologischen Rang der Johannesoffenbarung im Werk Ferdinand Christian Baur“ – so der Untertitel – auseinander. Baurns Ansicht, dass die Johannesapokalypse vom Apostel Johannes stammt, während das Johannesevangelium und die Johannesbriefe in der Mitte des 2. Jahrhunderts in Auseinandersetzung mit dem Montanismus entstanden sind, sei unhaltbar. Dennoch steht die gegenwärtige Forschung in Baurns Schuld wegen seines „kräftigen, kritischen Impuls[es]“ (S. 381) in der Frage der Verhältnisbestimmung der johanneischen Schriften zueinander.

Im letzten Beitrag bespricht Ulrich Körtner die „Enthüllung der Wirklichkeit. Hermeneutik und Kritik apokalyptischen Daseinsverständnisses aus systematisch theologischer Sicht“. Laut Körtner hat Theologie die Aufgabe, „sich kritisch sowohl mit heutigen Formen der Apokalypitk als auch mit ihrem eigenen apokalyptischen Erbe auseinanderzusetzen“ (S. 387f). Dieses Erbe fasst er vorwiegend negativ auf. Apokalypitk sei eine „Enthüllung der Wirklichkeit *im Untergang*“ (S. 389; kursiv im Original). Apokalyptisches Denken gehe aus einer „sackgas-

senartig strukturierte[n] Welterfahrung“ hervor. Christliche Bewältigung der Angst machenden Gegenwart des apokalyptischen Erbes wird erfolgen, indem man den Einbruch des Heils in die Gegenwart betont. Körtner's Analyse modernen apokalyptischen Denkens ist zum Teil hilfreich. Seine Darstellung der frühjüdischen Apokalyptik bleibt aber leider der in der deutschen Forschung bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts vorherrschenden negativen Haltung verpflichtet, die Frey in seinem Beitrag zurecht für nicht länger haltbar erklärt.

Fazit: Der vorliegende Sammelband belegt, dass Apokalyptik in der Tat eine Herausforderung für die neutestamentliche Theologie darstellt. Manche Beiträge machen deutlich, dass die Apokalyptik nicht länger als „Hülse“ betrachtet und dem wahren „Kern“ des Evangeliums gegenübergestellt werden darf. Andere Beiträge zeigen, wie schwer sich manche Exegeten immer noch tun, dieses frühjüdische Erbe in ihren Analysen des frühen Christentums positiv aufzunehmen und in ihr Gesamtbild zu integrieren.

Joel White

Detlef Häußler: *Christusbekenntnis und Jesusüberlieferung bei Paulus*, WUNT II/210, Tübingen: Mohr (Siebeck), 2006, kt., 416 S., € 74,-

Mit dieser Arbeit liegt die leicht überarbeitete Fassung der von R. Riesner betreuten Dortmunder Dissertation von Häußler, Dozent für Neues Testament und Griechisch am Theologischen Seminar Tabor (Marburg), zu einem wichtigen Thema vor. Das Verhältnis Jesus-Paulus ist Brennpunkt zentraler theologischer Fragen, insbesondere wenn es um den Ursprung des Christentums und die Einheit des Neuen Testaments geht. Häußler will in der Forschung insofern eine Lücke schließen, als er „die Relevanz der traditionsgeschichtlichen Kontinuität zwischen Paulus, der urchristlichen Bekenntnistradition und der Jesusüberlieferung in den Blick nimmt“ (S. 1). Der Forschungsüberblick seit Semler zeigt nicht nur, dass zu jeder der drei genannten „Traditionsschichten“ die unterschiedlichsten Meinungen über Umfang und Kriterien zu deren Bestimmung vertreten wurden, sondern auch, dass bis heute über die Traditionskontinuität stark divergierende Auffassungen nebeneinander stehen. Es zeigen sich drei Grundpositionen, deren neuere Vertreter in kurzen Darstellungen referiert werden (es wird nicht ganz deutlich, nach welchen Kriterien die Reihenfolge der Darstellungen hier gewählt wurde, jedenfalls weder chronologisch noch alphabetisch). Für eine Traditionskontinuität und (weitreichende) sachliche Kongruenz machen sich J. D. G. Dunn, P. Stuhmacher und D. Wenham stark, und ihre Position wird durch die vorliegende Arbeit gestützt. Kapitel 2 und 3 klären vorab wichtige methodische Fragen, zum Beispiel die theologisch-thematische Einschränkung auf die Christologie (weil für Paulus zentral und in allen drei Traditionsebenen ein wesentlicher